

Weltoffenheit

Wie lässt sie sich wissenschaftsintern begründen?

| HUBERTUS BUCHSTEIN | **Die wachsende Zahl fremdenfeindlicher Übergriffe an deutschen Universitäten lässt den Ruf nach einer „weltoffenen“ Hochschule laut werden. Was genau verbirgt sich hinter diesem Begriff, und welche Möglichkeiten und Chancen haben die Hochschulen, diese Haltung einzunehmen und zu praktizieren?**

Im Jahr 2016 hat die Zahl der fremdenfeindlichen Übergriffe in Deutschland erneut zugenommen. Auch Universitätsstädte sind davon nicht verschont geblieben. Vor allem Universitäten in Ostdeutschland werden von einigen ausländischen Studierenden und Gastwissenschaftlern gefragt, wie willkommen sie angesichts solcher Gewalttaten in den dortigen Städten sind. In Reaktion darauf verabschiedete die Hochschulrektorenkonferenz (HRK) am 11. November 2015 eine Resolution für „Weltoffene Hochschulen“. Darin werden alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aufgefordert, sich politisch klar gegen fremdenfeindliche Tendenzen auszusprechen.

Aber was genau bedeutet „weltoffen“ und wie lässt sich eine solche klare politische Parteinahme der Wissenschaft rechtfertigen, ohne dabei in den Verdacht zu geraten, lediglich einem linksliberalen politischen Zeitgeist im Akademikermilieu Tribut zu zollen?

„Weltoffenheit“ als Übersetzungsproblem

Wer sich mit dem Worten „weltoffen“ und „Weltoffenheit“ beschäftigt, bemerkt recht schnell, dass die beiden Worte selbst nur sehr bedingt weltoffen sind. Man muss nur probierhalber versuchen, die Worte in andere Welt Sprachen zu übersetzen. Ob man das Chinesische nimmt oder das Arabische, das Englische oder Französische – entweder fehlt nach der wortwörtlichen Übersetzung

»Das Wort ›weltoffen‹ ist vergleichsweise spät in die deutsche Sprache gelangt.«

etwas vom deutschen Bedeutungsgehalt, oder das wortwörtliche Übersetzungsergebnis wirkt so arg konstruiert, dass es im sprachlichen Alltag keine Verwendung findet. Auch die Hochschulrektorenkonferenz hat in der schon erwähnten Resolution vor diesem Problem gestanden. Sie übersetzt ihr Programm für „Weltoffene Hochschulen“ ins Englische mit „universities for openness, tolerance and against xenophobia“.

Dieser Sprachbefund ist nun wirklich paradox: Man muss offenbar schon recht gut mit unserer deutschen Sprache und unserer Kultur vertraut sein, um zu verstehen, was mit dem Wort „weltoffen“ gemeint sein soll. Ist er der Beweis für eine spezifisch deutsche Provinzialität? Dass wir selbst dann, wenn wir uns wortreich auf andere Kulturen zubewegen wollen, Worte wählen, die sich gar

nicht so genau in andere Sprachen übersetzen lassen? Man kommt einer Antwort näher, wenn man einen kurzen Blick auf die politischen Begriffsgeschichten von „Welt“ und „Weltoffenheit“ in der deutschen Sprache wirft.

Die späte Erfindung der Weltoffenheit

Das Wort „weltoffen“ ist eine Erfindung aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und damit vergleichsweise spät in die deutsche Sprache gelangt. In der Karriere des Wortes lassen sich drei Phasen unterscheiden:

Zu *allererst* taucht „weltoffen“ als Wort auf, um einen Gegensatz zu einer national oder regional beschränkten Denkungsart zu bezeichnen. Die erste belegte Erwähnung in diesem Sinne stammt von Wilhelm Heinrich Riehl, dem Begründer der wissenschaftlichen Volkskunde und Erfolgsschriftsteller des späten Biedermeier. In seinem Buch „Land und Leute“ von 1854 heißt es über die Menschen im Rhein-

Main- und im Donauland, sie seien „weltoffen, im Weltverkehr sich bildend und abschleifend“. Das Buch avancierte in späteren Auflagen zu einem der meistverschenkten Bücher der 1860er Jahre. Und was Riehl darin beispielsweise über die frohsinnigen Rheinländer sagt, klingt in unseren heutigen Ohren gut: Weltoffen heißt also, der Kultur anderer Völker gegenüber interessiert und aufgeschlossen zu sein. Riehl hatte dies allerdings damals gar nicht positiv, sondern *negativ* gemeint. Er sorgte sich um den Erhalt der vielen regionalen Besonderheiten unter den Deutschen und befürchtete, dass diese durch den regen internationalen Handel und den damit verbundenen kulturellen Austausch abgeschliffen werden könnten.

AUTOR



© Kilian Dornier/Univ. Greifswald

Hubertus Buchstein ist Inhaber des Lehrstuhls für Politische Theorie und Ideengeschichte an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald.



Foto: mauritius-images

Erneut begegnet man dem Wort in einer *zweiten Phase* am Ende des 19. Jahrhunderts. Hier stoßen wir auf ‚weltoffen‘ nicht nur in abstrakteren Zusammenhängen, sondern auch in eindeutig *positiver* Bewertungsabsicht. Es steht nun für den Gegensatz zu einer allzu strengen und lebensfeindlichen kirchlichen Haltung. In diesem Sinne taucht das Wort erstmals in den 1890er Jahren auf. Der evangelische Theologe Christoph Ernst Luthardt lobt die Musik des Komponisten Arnold Ludwig Mendelssohn als „weltoffen“ und meint damit, dass sie „natürlich gesund“ und „allen Erzeugnissen des schöpfungsmäßigen Lebens“ gegenüber „aner kennend“ sei. Auch die Lieder von Paul Gerhardt erhalten von ihm dieses lobende Prädikat.

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts fand das Wort dann zunehmend Eingang in die geschriebene und gesprochene Sprache. Vertieft wurde sein Bedeutungsgehalt in einer *dritten Phase* in den 1920er Jahren in der Philosophie. Dadurch verfestigte sich auch der heute vorherrschende Bewertungssinn des Wortes „weltoffen“.

„Weltoffenheit“ in der philosophischen Anthropologie

„Weltoffenheit“ wird in dem Buch „Die Stellung des Menschen im Kosmos“ des Begründers der philosophischen Anthropologie *Max Scheler* im Jahre 1928 zum philosophischen Leitbegriff der Beschreibung der Position des Menschen

auf unserem Planeten. Das Tier ist Scheler zufolge trieb- und umweltgebunden. Der Mensch hat kein solch sicheres Instinktreservoir. Diesbezüglich ist er ein Mängelwesen und benötigt deshalb andere Fähigkeiten, um überleben zu können. In ihrer langen Evolutionsgeschichte hat eine Gruppe von Primaten die Fähigkeit erlernt, gegenüber ihrer Umwelt auf Distanz gehen zu können. Aus der gegebenen „Umwelt“ wird eine „Welt“. Zu den Gegenständen die-

»Ist es für eine Universität legitim, sich derart politisch aus dem Fenster zu lehnen?«

ser Welt kann der Mensch intellektuell Abstand nehmen und sie frei nutzen. „Der Mensch“, so Scheler, ist das einzige Wesen, „dass sich in unbegrenztem Maße ‚weltoffen‘ verhalten kann“. „Menschwerdung“, so fährt er fort, „ist Erhebung zur Weltoffenheit Kraft des Geistes“.

Max Schelers Sichtweise blieb nicht unwidersprochen. Ein anderer Vertreter der philosophischen Anthropologie, *Helmuth Plessner*, erklärte in seinem kurz darauf erschienenen Buch „Die Stufen des Organischen und der Mensch“ die „Weltoffenheit“ zwar ebenfalls zu einem charakteristischen Merkmal des Menschen. Anders als Scheler jedoch betonte Plessner, dass der Mensch erst innerhalb eines „kulturell geprägten Daseinsrahmens“ als sein

„Zuhause“ ein gelingendes Leben führen kann. Nicht alle Routinen des alltäglichen Handelns können permanent zur Disposition stehen, das würde uns handlungsunfähig machen. Plessner betont deshalb, dass beim Menschen Weltoffenheit und Umweltgebundenheit häufig „kollidieren“ und immer wieder neu zu einem Ausgleich gebracht werden müssen.

Im Anschluss an Plessner lässt sich an dieser Stelle zweierlei festhalten: Erstens, es wäre nicht ausreichend, die prinzipielle Weltoffenheit des Gattungswesen Mensch festzustellen und daraus direkt politische Forderungen abzuleiten. Es bedarf immer einer gewissen Weltgebundenheit, von der aus Weltoffenheit gelebt werden kann. Zweitens ist an dieser Stelle aber auch festzuhalten: Ein jedes „Zuhause“, das einen bestehenden „kulturell geprägten Daseinsrahmen“ im Sinne Plessners bietet, unterliegt dem stetigen Wandel. Zwar können wir Menschen als weltoffene Wesen nicht mit einem großen Zug auf Distanz zu unserer gesamten Lebenswelt gehen, einzelne Elemente unserer Lebenswelt werden von uns aber immer wieder als fragwürdig erfahren und neu und anders beantwortet.

Plessners damalige Antwort war die eines konservativ-liberalen Menschen, der bemerkenswert empfänglich blieb für die Einflüsse zunächst fremd anmutender Kulturen. Doch für den bedeutendsten deutschen Philosophen der „Weltoffenheit“ sollte auf einmal kein Platz mehr in Deutschland sein. Die beamtenrechtlichen Maßnahmen der neuen Regierung des Jahres 1933 trieben den getauften Protestanten, der einen jüdischen Vater hatte, ins Exil nach Holland. An der Universität Groningen fand der Flüchtling beruflich Unterschlupf und auch neue Freunde, die ihn während der deutschen Besatzung versteckten.

Universitäten für Weltoffenheit

Seit 1945 hat das Wort „weltoffen“ dann auf einem Mal rasant steigende Verwendungszahlen. Statistische Auszählungen von deutschsprachigen Druckwerken lassen drei große Wellen erkennen. Eine erste Welle direkt nach 1945, eine zweite in der ersten Hälfte der 1960er Jahre und ein dritter Häufigkeitsanstieg unmittelbar folgend auf die politischen Ereignisse des Jahres 1989. Über diesen Gebrauch fand das Wort

schließlich auch Eingang in die Hochschulpolitik.

Angesichts der zunehmenden fremdenfeindlichen Übergriffe startete die Hochschulrektorenkonferenz ihre Gegenkampagne am 11. November 2015 unter der Überschrift „Weltoffene Hochschulen – gegen Fremdenfeindlichkeit“. Darin wird bekundet: „Hochschulen sind weltoffene Orte.“ Und weiter: „Angesichts der erkennbar zunehmenden fremdenfeindlichen Tendenzen fühlen sich die Hochschulen aufgerufen, für diese Werte offensiv einzutreten.“ Schließlich wird in der Resolution sogar ein politischer Auftrag formuliert: „Die Hochschulleitungen wollen die Hochschulmitglieder im Widerstand gegen Fremdenhass bestärken und auch in ihr regionales Umfeld entsprechend wirken.“ Dieser Resolution hat sich eine Vielzahl deutscher Hochschulen angeschlossen und entsprechende Bekundungen auch in ihre Leitbilder aufgenommen.

Welche Bedeutung haben solche Bekundungen? Ist es für eine Universität legitim, sich derart politisch aus dem Fenster zu lehnen? In der Konsequenz verlangt diese Resolution, dass alle Wissenschaftler aufgefordert sind, sich nicht nur gegen gewalttätige Rechtsextremisten auszusprechen, sondern auch klipp und klar gegen fremdenfeindliche Äußerungen von Politikern, die nicht nur der AfD angehören, Stellung zu beziehen.

Was ist von einem solchen allgemein-politischen Mandat der Universitäten zu halten? Manch einer hat den Verdacht, dass wieder nur einmal mehr der politische Zeitgeist in die Universität hineinweht, so wie der jeweilige Zeitgeist während der Wilhelminischen Ära, während der Weimarer Republik, während des Nationalsozialismus, in der frühen Bundesrepublik oder in der DDR unter anderen politischen Vorzeichen Hochschulleitungen zu politischen Stellungnahmen veranlasste. Und manche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind deshalb der Ansicht, dass es angesichts solcher politischen Instrumentalisierungserfahrungen in der Vergangenheit und gerade auch angesichts der Heftigkeit einiger gegenwärtiger politischer Debatten angemessener ist, sich in dieser Frage politisch neutral zu verhalten.

Doch eine solche neutrale Haltung ist unangemessen. Denn wenn sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler

den Slogan „weltoffene Universität“ zu Eigen machen, dann hat dies seinen ersten Grund darin, dass die Forderung nach Weltoffenheit mit zwingender Notwendigkeit aus der internen Logik guter wissenschaftlicher Praxis folgt.

Wissenschaft für Weltoffenheit

Für die normative Rekonstruktion dieser Praxis bietet der bekannte Normenkatalog des amerikanischen Wissenschaftssoziologen Robert K. Merton eine Orientierung. Merton hatte ihn 1942

»Wahrlich weltoffen zu sein bedeutet, sich den Anderen mit einer neugierigen Einstellung zuzuwenden.«

als Ergebnis seiner kritischen Auseinandersetzung mit den Wissenschaftssystemen in NS-Deutschland und der UdSSR formuliert. Merton war nicht naiv. In seinen empirischen Studien hat er immer wieder herausgearbeitet, wie in der Wissenschaftspraxis in modernen Gesellschaften gegen diesen Normenkatalog verstoßen wird. Umso wichtiger ist es, dass Wissenschaftler sich diese Normen immer wieder vor Augen halten.

Demnach gelangt Wissenschaft dann am ehesten zu guten *kognitiven* Ergebnissen, wenn sie die folgenden fünf grundlegenden *sozialen Normen* institutionalisiert hat:

- Kommunalismus: Wissenschaft lebt zwar vom offenen Wettbewerb um die besten Erkenntnisse, diese Ergebnisse gehören dann aber allen.
- Universalismus: Die Methoden und Argumente sind intersubjektiv nachvollziehbar.
- Ohne externe Zwänge: In ihren internen wissenschaftlichen Debatten trumpft allein der zwanglose Zwang des besseren Arguments.
- Originalität: Wissenschaftler sind interessiert an völlig neuen Sichtweisen und Perspektivwechseln.
- Skeptizismus: Das Wissenschaftssystem lässt genügend Raum für Zweifel und Kritik.

Mit anderen Worten: Wissenschaft sollte sozial so organisiert sein, dass sie die vorurteilsfreie Zusammenarbeit vieler ermöglicht, dass sie im Sinne Plessners resonanzfähig bleibt für Widerspruch und Korrekturen und dass sie keine an ihr beteiligten Menschen diskriminiert. Meinungsvielfalt und internationaler Austausch gehören aus die-

sem Grund zur sozialen Basis guter universitärer Forschungs- und Lehrtätigkeit.

Stimmt man dieser Schlussfolgerung zu, dann sind alle Institutionen des Wissenschaftssystems – ob sie es nun wollen oder nicht – in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen politische Akteure mit einer klaren Parteinahme. Bei dem Thema „Weltoffenheit“ kann es aus ihrer Sicht keine (falsch verstandene) politische Neutralität geben. Der Einsatz für Weltoffenheit berührt die ureigenen Interessen der Universitäten und aller anderen Institutionen des Wissenschaftssystems in unserer Gesellschaft. Es ist eine Frage ihrer Selbstbehauptung, ob es ihnen gelingt, im Engagement für Weltoffenheit in einer Welt des zunehmenden Nationalismus, der Demagogie und Fremdenfeindlichkeit erfolgreich zu sein.

„Weltoffenheit“ als Verständigungssymbol

Kommen wir noch einmal zurück zu dem eingangs beschriebenen Übersetzungsproblem und der beobachteten Paradoxie, wonach die Worte „weltoffen“ und „Weltoffenheit“ selbst nur sehr bedingt weltoffen sind. Wir können nun sehen, dass diese Übersetzungsprobleme gar nicht so negativ anzusehen sind, wie man auf den ersten Blick meinen könnte. Vielleicht sind die Schwierigkeiten beim Übersetzen von „weltoffen“ in andere Weltsprachen sogar das Beste, was uns im Hinblick auf die Realisierung einer wirklich weltoffenen Universität passieren kann.

Denn was könnte besser symbolisieren, dass eine weltoffene Universität auf beiden Seiten des Kommunikationsprozesses eine verständigungsorientierte Grundhaltung verlangt, als der vom Wort „weltoffen“ ausgehende Erläuterungs- und Umschreibungsbedarf? Weltoffenheit heißt dann, nicht nur von Anderen zu verlangen, dass sie sich an uns und an unsere Sprach- und Kulturspiele anpassen. Wahrlich weltoffen zu sein bedeutet, sich den Anderen mit einer neugierigen Einstellung zuzuwenden und eine gemeinsame Basis für einen respektvollen Umgang miteinander zu finden.

Der Text ist die gekürzte Fassung einer Rede aus Anlass der Preisvergabe im Rahmen des Wettbewerbs „Weltoffene Universität“ an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald.